

3 Methodologische Überlegungen und methodische Vorgehensweise: Forschungsdesign unter rassismus- und machtkritischer Reflexion

Linda Tuhiwai Smith (1999) übt mit ihrem Buch »Decolonizing Methodologies: Research and Indigenous People« scharfe Kritik an der Verstrickung von Wissenschaftsforschung und kolonialer Gewalt. Wie bereits Said macht auch Tuhiwai Smith darauf aufmerksam, unter welchen Bedingungen indigene Gesellschaften beobachtet, beforscht und klassifiziert wurden, sodass die Wissensproduktion im kolonialen Kontext sowohl mit Prozessen der Enteignung wie auch Kontrolle verbunden ist.

To have such knowledge of such a thing is to dominate it, to have authority over it. And authority here means for ›us‹ to deny autonomy to ›it‹ – the Oriental country – since we know it and it exists, in a sense, as we know it,

erklärt Said (1978, S. 32) in seiner Kritik des europäischen Orientalismus. Er verweist auf die enge Verzahnung von Wissen und kolonialer Macht und spricht deshalb auch von einer »Orientalisierung des Orients« (ebd., S. 5), wonach der Forschungsgegenstand zugleich hervorgebracht und Mechanismen der Beobachtung und Kontrolle unterworfen wird. Das Thema hat heute an keiner Aktualität eingebüßt, zeigen doch unterschiedliche Studien zu Islam und Muslim:innen in Deutschland, wie kulturalistische Deutungen und Vorannahmen das Bild über den Gegenstand bestimmen. Birgitte Schepherl Johansen und Riem Spielhaus (2018) untersuchten quantitative Erhebungen und Meinungsumfragen der letzten zehn Jahre in sieben west- und nordeuropäischen Ländern und stellten fest, dass in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle Wissenschaftler:innen bereits in der Fragestellung und der Auswahl der Gesprächspartner:innen davon ausgingen, dass Muslim:innen anders, fremd und potentiell problematisch seien. Zudem fokussieren Forschungsvorhaben im Zusammenhang mit Muslim:innen auf Themenfelder wie Integration, Radikalisierung und Sicherheit. Muslim:innen und als solche wahrgenommene Menschen werden inspiert und kollektiv verdächtig, woraufhin ihre Einstellungen zu Demokratie, Rechts-

staat und Menschenrechten überprüft werden und ihre vermeintliche Differenz auf den Islam zurückgeführt wird (vgl. kritisch Amir-Moazami 2018; Attia/Keskinkılıç/Okcu 2021).

Um den Anforderungen einer postkolonialismus- und rassismuskritischen sozialen Forschung gerecht zu werden, wie sie Theoretiker:innen und Wissenschaftler:innen aus dem Bereich der kritischen Migrations- und Rassismusforschung konzipieren, müssen methodologische Überlegungen und methodische Herangehensweisen, genauso wie zentrale Begrifflichkeiten und Prozesse der Datenerhebung, der Analyse und Wissensproduktion einer kritischen Reflexion unterzogen werden.

3.1 Biografieforschung: grundlagentheoretische und methodologische Vorannahmen

Um die Auswirkungen des antimuslimischen Rassismus auf und den Umgang von Muslim:innen empirisch zu untersuchen, rücke ich Biografien als Schauplatz performativer Selbsterfindungen ins Blickfeld, in denen erlebte Erfahrungen im gesellschaftlichen Zusammenhang eingeordnet, kontextualisiert und verarbeitet werden. Die vorliegende Studie ist an der Schnittstelle rassismuskritischer, postkolonialer, sozialwissenschaftlicher und philosophischer Forschung angesiedelt und bemüht einen subjektorientierten, biografietheoretischen Zugang. Folgt man den grundlagentheoretischen und methodologischen Annahmen der biografischen Forschung, eignen sich biografisch-narrative Interviews und die biografische Fallrekonstruktion als geeignete Erhebungs- bzw. Auswertungsmethoden (Rosenthal 2002; Schütze 1983; Spies/Tuider 2017), um Erfahrungen mit antimuslimischem Rassismuserfahrungen in ihrem Entstehungszusammenhang und ihrer Bedeutung für den Gesamtzusammenhang einer Lebensgeschichte zu untersuchen und die Perspektive handelnder Subjekte in den Fokus zu rücken. Das bedeutet konkret, Einblick in die Biografiekonstruktion von (als) Muslim:innen (Markierten) zu nehmen und danach zu fragen, welche (erinnerten) Erfahrungen den in dieser Studie interessierenden Handlungsformen (einer Sorge um sich) vorausgingen, wie sie biografisch ver- und eingearbeitet werden und welche erzählten Erfahrungen wiederum diesen folgten. Peter Alheit definiert Biografie als eine »individuelle Lebensgeschichte«,

die den äußeren Lebenslauf, seine historischen und gesellschaftlichen Bedingungen und Ereignisse einerseits und die innere psychische Entwicklung des Subjekts andererseits in ihrer wechselseitigen Verwobenheit darstellt. (Alheit 1990, S. 404)

Zahlreiche Studien in der deutschen Biografieforschung bauen auf den Grundlagen der interpretativen Sozialforschung auf und interessieren sich für Perspektiven der

handelnden Subjekte in einer konstruierten sozialen Wirklichkeit, die verstanden und erklärt werden kann. In diesem Zusammenhang wird auch von »verstehender Soziologie« gesprochen, eine auf Max Weber (1956) zurückgehende Forschungsstradition und wissenschaftstheoretischer Zugang, der auf das Verstehen und Erklären des sozialen Handelns in einer sozial konstruierten Welt abzielt. Alfred Schütz (1971), auch bekannt als Begründer der Phänomenologischen Soziologie, unterscheidet zwischen einer alltagsweltlichen Konstruktion erster Ordnung und einer wissenschaftlichen Konstruktion zweiter Ordnung, wonach das Ziel der Analyse sei, »die formalen Strukturen der lebensweltlichen Orientierung von Alltagshandelnden zu explizieren«, um den Sozialwissenschaften Zugang zur Sinnesebene des sozialen Handelns zu eröffnen (Eberle/Srubar 2010, S. 19ff.). In Schützes Worten (1971, S. 7) handelt es sich bei den Konstruktionen zweiter Ordnung um »Konstruktionen jener Konstruktionen, die im Sozialfeld von den Handelnden gebildet werden, deren Verhalten der Wissenschaftler beobachtet und in Übereinstimmung mit den Verfahrensregeln seiner Wissenschaft zu erklären versucht«. Das bedeutet, die durch Beobachtung und Analyse gewonnene Erklärung in Form wissenschaftlicher Konstruktion stützt sich auf jene alltagsweltliche Konstruktion des sozialen Handelns. In der soziologischen Forschungsliteratur gilt der Klassiker »The Polish Peasant in Europe and America«, eine groß angelegte empirische Studie basierend auf persönlichen Briefen und Zeugnissen polnischer Immigrant:innen und ihrer Familien, veröffentlicht von William Isaac Thomas und Florian Znaniecki (1958 [1918]), als zentraler Referenzpunkt für die Biografieforschung. Asiye Kaya (2009) verfolgt die deutschsprachige Biografieforschung zu Migration in Deutschland auf die Arbeiten von Ursula Apitzsch, Helma Lutz und Roswita Breckner in den 1990er Jahren zurück und hebt insbesondere Apitzschs (1990, S. 55) Plädoyer für eine »Binnensicht« der Migration mit dem Ziel einer Korrektur pädagogischer Handlungsmuster hervor (Kaya 2009, S. 72). Entsprechend rückt Kaya die Subjektorientierung in der Erforschung biografischer Erfahrungen am Beispiel sunnitischer und alevitischer Mutter-Tochter-Beziehungen im Kontext Migration ins Zentrum ihrer eigenen Studie. Dabei profitiert sie unter anderem von Wolfram Fischer-Rosenthals (1995) Begriff des »Biographiekonzepts« als Alternative zu starren Identitätsverständnissen, um dadurch Prozesse und Veränderungen zum »Gewordensein« im Unterschied zum »So-Sein« ins Zentrum zu legen (vgl. Kaya 2009, S. 73). Auch in Flora Anthias (2003) findet Kaya eine Befürworterin dieser Abkehr vom Begriff der Identität hin zu einer »Erzählung von Zugehörigkeit« und »Positionalität« (zit.n. Kaya 2009, S. 74). Eine solche Perspektive steht nicht zuletzt im Einklang zu den Arbeiten prominenter Vertreter:innen der soziologischen Biografieforschung wie Gabriele Rosenthal (2002). Wie Rosenthal schreibt, bietet die biografische Forschung die Möglichkeit, soziale Phänomene »im Prozess des Werdens zu rekonstruieren« (ebd., S. 135). Die Rekonstruktion erfolge aus dem Blick der Gegenwart. Das ist insofern wichtig, weil Rosenthal zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte streng unterscheidet.

Rosenthal orientiert sich damit an Edmund Husserls Überlegungen zum Gedächtnis, das Vergangenheit aus dem gegenwärtigen Zeitpunkt heraus reproduziert, das heißt erst konstituiert (vgl. Motzkin 2005). Husserl verwendet dafür den Begriff der Retention bzw. »Primäre Erinnerung« (Husserl 2003[1925]), damit bezeichnet er die Fähigkeit des menschlichen Bewusstseins, das einer aktuellen Wahrnehmung Vorangegangene festhalten zu können. Erleben, Erinnern und Erzählen stehen Rosenthal (2022, S. 136ff.) zufolge in einem dialektischen Verhältnis, da eine spezifische Vergangenheit aus der gegenwärtigen Perspektive sowie antizipierten Zukunft hervorgebracht werde. Die interpretative Biografieforschung fragt nach den »*Sinnsetzungsakten* und den biografischen Konstrukten« (ebd., S. 138), wodurch einzelne Fälle rekonstruiert und durch das kontrastive Vergleichen theoretisch verallgemeinert werden. Nicht nur biografische Selbstdefinitionen, auch Fremdzuschreibungen spielen eine Rolle, und es ist relevant, wie sich diese auf ihre Handlung und den biografischen Konstruktionsprozess auswirken (ebd., S. 140). In Anlehnung an Foucault stelle die Biografieanalyse »immer auch eine Form von Diskursanalyse« dar, rücken doch die in der erzählten Lebensgeschichte wirksamen Diskursregeln dadurch ans Licht (ebd., S. 141).

Anders als es Bourdieu (1998) in seiner scharfen Kritik zur »biographischen Illusion« suggeriert, sind sich Biografieforschende (Griese 2009; Völter 2006; Wohlrab-Sahr 2002), bewusst darüber, dass die Darstellungen des autobiografischen Subjekts künstlich, also konstruiert sind, es sich bei der erzählten Biografie also um kein objektives Abbild eines tatsächlichen gelebten Lebens handelt, das als absolut, kohärent und wahr angenommen und akzeptiert wird. Im Gegenteil sind es eben jene Produktionsbedingungen, die ins Blickfeld der kritischen Analyse fallen, um die Funktionsweisen der Biografiekonstruktion zu entschlüsseln. Eine Biografie stellt in diesem Zusammenhang sowohl den Erzählmodus dar, aus dem sich das Subjekt im Prozess autobiografisch erschafft, wie auch das Ergebnis dessen (vgl. Dausen 2010), sie ist weder einheitlich noch abgeschlossen, sondern ein sozial konstruiertes Produkt, dessen Beschaffenheit und die »*innere Erfahrungswelt*« (Schütze 1984, S. 89) befragt werden, sie ist individueller Prozess und durch »Interaktions- und Handlungssituationen, Lebensmilieus und soziale Welten« (ebd., S. 98) sozial gerahmt. Anders als es in Schützes Begriff des Biografieträgers anklingt, nimmt das autobiografische Subjekt eher die Rolle eines Biografieproduzenten ein, die Biografie ist Selbstdarstellung, die interaktiv und situativ im autobiografischen Sprechen entsteht (Lucius-Hoene/Deppermann 2004; Völker 2006). Für die innerhalb der Kommunikationssituation erzeugte Biografie ist das Gegenüber, das das Interview führt, insofern nicht unbedeutend, dass die Biografieproduzenten auf Fragen, Gesprächsführung, auf den Dialog wie auch auf tatsächliche oder antizipierte Erwartungshaltungen reagieren (Bohnsack 2010; Tschuggnall 1999). Der Biografietext bewegt sich in einem dynamischen Diskursfeld, indem verschiedene Erzählstränge aus erinnerten Erfahrungen, vorangegangenen Gesprächen, aus eigenen und

fremden Deutungen aufeinander stoßen und sich vermengen. Die eigene Lebensgeschichte zu erzählen bedeutet zugleich, sich gesellschaftlich zu verorten, sich im Interviewraum und auch gegenüber der interviewenden Person zu positionieren. Das autobiografische Subjekt generiert Kohärenz, es konstruiert Zusammenhänge, bettet Veränderungen und Brüche in eine sinnstiftenden Lebensgeschichte ein, die es überblickt, versteht und mitteilt. Dies geschieht explikativ, indem über Erklärungen und Motivlagen einzelne Ereignisse in einen kausalen Zusammenhang gebracht werden, und thematisch, wenn biografische Episoden entlang ähnlicher Mustern, Metaphern und Allgemeinaussagen miteinander verknüpft werden (Habermas/Paha 2001, S. 86f.).

Indem die Biografieproduzent:innen rückblickend Zusammenhänge konstruieren, ordnen sie erlebte Erfahrungen für eine gegenwärtige Existenz ein, sie verknüpfen Ereignisse, Entwicklungen und Handlungen, um ihr, auf diese und keine andere Weise, Geworden-Sein zu spezifizieren und nachvollziehbar zu machen. Sie rahmen ihre Erlebnisse, vergewissern sich ihrer Motive, erinnern und artikulieren Emotionen und stiften Sinn. So gesehen erfüllt die Gesprächssituation im biografischen Interview nicht nur den Zweck, alltagsweltlich verankerte Selbstentwürfe zur Sprache zu bringen, sondern diese auf die Probe zu stellen, sie zu affirmieren oder zu verwerfen und/oder alternative Erzählstränge im Moment des Sprechens zu entwickeln, sodass das autobiografische Subjekt sich situativ und performativ produziert. Ausschlaggebend für die biografische Rekonstruktion ist demnach nicht, ob es sich um eine faktische Darstellung der erlebten Lebensgeschichte handelt, sondern welche Funktion das Erzählte erfüllt.

Die Biografieforschung reduziert sich nicht auf die Untersuchung einzelner Biografiefälle als individuelle Lebensgeschichten, sondern versteht sie im Zusammenhang gesellschaftlicher Prozesse und sozialer Phänomene, die auf das Werden der Subjekte einwirkt, d.h. die subjektive Erfahrung steht in enger Beziehung zur gesellschaftlichen Strukturen, weshalb Schütze (1984, S. 92) von »Prozessstrukturen des Lebensablaufs« spricht. Diese zeigen sich in bisherigen Erfahrungsmustern, aber auch in den Erwartungen, die an die Zukunft formuliert werden. Für Schütze bietet das biografisch-narrative Interview Zugang darauf, wie Erfahrungen erlebt und verarbeitet werden:

Negative Ereignisverkettungen wie Arbeitslos-Werden, Alkoholiker-Werden, Psychiatrischer-Patient-Werden sind nicht jenseits des Umstandes begreifbar, daß sie die Identität des Biographieträgers zentral angreifen und gerade unter dem Aspekt des persönlichen Schicksals wirksam sind. Vieles, machmal alles, hängt davon ab wie der Biographieträger die negative Ereignisverkettung erfährt und wie er sie theoretisch verarbeitet. (Schütze 1983, S. 283f.)

Gleiches trifft auf mein rassismuskritisches Forschungsinteresse zu. Autobiografische Selbstdarstellungen untersuche ich dahingehend, wie rassifizierte Menschen mit antimuslimischem Rassismus als gesellschaftliches Phänomen umgehen, das auf Subjektivierung und Handlungsmuster einwirkt. Im diskursanalytisch inspirierten, biografietheoretischen Zugang werden jene Fälle nicht individualisiert, sondern die Mechanismen und Prozeduren herausgearbeitet, unter denen sich die Biografieproduzent:innen als vermeintliches Problem erkennen, ihre Positionierung ausgestalten und Selbst- und Weltentwürfe entwickeln. Die biografische Erfahrung ist spezifisch und zugleich nicht primär individuell zu betrachten, sie greift auf gesellschaftliche Wissensbestände zurück, tritt in kollektive Zusammenhänge und erweitert zugleich den Rahmen um spezifische Akzentuierungen. Mit Bohnsack gesprochen (2010, S. 115) bildet die Biografie deshalb einen »Schnittpunkt unterschiedlicher Bezugsgruppen«. Biografische Einzelfälle befragen nicht nur individuelle Umgangsformen, sondern geben zugleich Auskunft über strukturelle Erfahrungshorizonte, die über den Fall hinausgehen.

3.2 Biografische Interventionen und (auto-)biografische Schreib- und Erzählstrategien

Nichts anderes tut Frantz Fanon (1985) exemplarisch in »Schwarze Haut, weiße Masken«, indem er vereinzelt das eigene autobiografische Erzählen in die Kritik des anti-Schwarzen Rassismus einflechtet, einzelne Episoden erinnert und sie mit gesellschaftlichen Strukturen und kollektiven Erinnerungen in Verbindung bringt, in denen sich ein rassifiziertes Bewusstsein entwickelt:

Hinter dem Körperschema hatte ich ein historisch-rassisches Schema geschaffen. Die Elemente, die ich verwendete, waren mir nicht durch »Reste von Empfindungen und Wahrnehmungen vor allem taktile, auditiver, kinästhetischer und visueller Natur« geliefert worden, sondern durch den anderen, den Weißen, der mich aus tausend Details, Anekdoten, Erzählungen gesponnen hatte. (Fanon 1985, S. 81)

Fanon befragt das eigene Selbst unter kolonialer Erfahrung und formuliert ein politisches Anliegen, sich in der Welt zu begreifen und zu gestalten: »Ich bin ein Mensch, und ich muß die ganze Vergangenheit der Welt revidieren.« (Ebd., S. 161) Für Bart J. Moore-Gilbert (2009) liegt Fanons Relevanz für die Biografieforschung auf der Hand. Auch wenn Fanons Werk in erster Linie für die Lektüre in Politischer Philosophie und psychoanalytischer Kritik herangezogen werde, beschreibe »Schwarze Haut, weiße Masken«, das Moore-Gilbert in besonderer Weise neben Edward W. Saida »Orientalism« würdigt,

some of the existential trajectories and experiences through which Fanon came to understand himself as a human being and colonial subject, thus providing some of the material grounds of the cultural and political theory for which he is best known (Moore-Gilbert 2009, S.xxiv).

Was Moore-Gilbert für postkoloniale Lebensgeschichten charakteristisch definiert, trifft allemal auf Fanons Text zu, er ist dezentriert, relational und hybridisiert, und stellt insofern ein »postcolonial life-writing« dar, wie Moore-Gilbert (2009) die Methode in seinem gleichnamigen Werk erklärt. Darin bringt er die Postkoloniale Kritik mit der Biografieforschung in Dialog; sie stehen in keinem binären Widerspruch zu ihren westlichen Entsprechungen, im Gegenteil wirken koloniale Verhältnisse auf eben jene Subjektivierungen ein, die zugleich mit weiteren Erfahrungswelten zusammentreffen und die kulturellen und politischen Besonderheiten der Schreibstile und Erzählstrategien ausmachen:

Postcolonial life writing sometimes draws heavily on indigenous narrative resources and hybridises to a significant degree the standard forms of metropolitan languages handed down by colonialism (ebd., S. 108).

An jene Strategien des (auto-)biografischen Schreiben, die nicht zufällig unter Theoretiker:innen, Autor:innen und Wissenschaftler:innen, die sich in den Postkolonialen Studien und rassismuskritischen (Migrations-)Forschung verorten, weit verbreitet sind — darunter Attia/Popal (2018); Bayoumi (2018); bell hooks (1990); Fanon (1952); Keskinkılıç (2023); Oguntoye/Ayim/Schultz (1986); Said (2003) — können biografieanalytische Überlegungen erfolgreich anknüpfen, um ansonsten marginalisierte Stimmen ins Zentrum der Analyse zu rücken, hegemoniale Wissensordnungen gegen den Strich zu lesen (Said 1994, S. 112) und Europa zu provinzialisieren (Chakrabarty 2000).

An eben jene autobiografische Schreibstrategien, die verschiedene Denker:innen der postkolonialen Kritik bedienen, kann die Biografieforschung anknüpfen, um »die Stimmen der Marginalisierten, Subalternen und aus dem Diskurs Ausgeschlossenen, hörbar zu machen« (Tuider/Lutz 2018, S. 107). Unter Rückgriff auf Theoretiker:innen wie Edward W. Said, Homi K. Bhaba, Stuart Hall und Gayatri Ch. Spivak definieren Tuider/Lutz (2018, S. 107) eine Biografieanalyse aus postkolonialer Perspektive, die koloniale Auswirkungen in literarischen, künstlerischen und archivarischen Materialien untersucht und sich zudem der »Kritik westlicher Historiographien, Repräsentationen und Narrationen im eigenen Forschungsprozess« widmet. Auf eine postkolonial inspirierte und rassismuskritische Biografieforschung im deutschsprachigen Raum stoßen sie in der Migrationsforschung, den transnational-studies sowie den gender- und queer-studies u.a. in den Arbeiten von Çetin (2012), Gutiérrez Rodríguez (1999), Mecheril (1996), Polat (2017) und Thompson

(2015). Die Biografieforschung biete Ansatzpunkte, um an postkolonialen Kritiken anzuknüpfen und diese methodisch fruchtbar zu machen:

Eine postkoloniale Biographieforschung erforscht damit und darüber hinaus auch in Bild-/Fotopräsentationen, Kunst oder Archivmaterial die anhaltenden Auswirkungen des Kolonialismus und widmet sich der Kritik westlicher Historiographien, Repräsentationen und Narrationen im eigenen Forschungsprozess. (Tuider/Lutz 2018, S. 107)

Biografien sind relevant für ein anderes Erinnern, um Fragestellungen von Gegenwehr und Selbstermächtigung zu bearbeiten, um anders auf die Geschichte zu blicken. Nicht ohne Grund verwendet Aischa Ahmed (2020) im Untertitel ihres Buches »Arabische Präsenzen in Deutschland um 1900« den Begriff der biografischen Intervention. Ahmed geht auf die Spur nach Biografien und biografischen Fragmenten, um eine andere Geschichte zwischen »Projektion, Inszenierung und realer Präsenz« (ebd., S. 9) zu schreiben. Den Begriff der »arabischen Präsenz« versteht Ahmed als beides: »Die Gegenwart bzw. Anwesenheit arabischer Menschen in Deutschland sowie die präfigurierten Bilder, Vorstellungen und Grenzziehungen zum Anderen.« (Ebd., S. 11) Ahmed schreibt:

Werden die Erinnerungen arabischer Menschen in Deutschland systematisch untersucht, sind dies biografische Interventionen, die zeigen, welche ›Vielheit‹ und Verwobenheit existierte und welche unterschiedlichen Perspektiven auf die Geschichte möglich sind. (Ebd., S. 12)

Biografieschreibende und -produzent:innen unterschiedlicher Disziplinen bemühen eine breite Palette an Erzählstrategien, um sich Gehör für ihre Geschichten und Erinnerungen zu verschaffen und im öffentlichen Diskurs hörbar zu machen. Sie greifen auf Fremdzuschreibungen zurück, oder lehnen sie ab und intervenieren mit alternativen Zugehörigkeiten, sie knüpfen an bekannte Narrative an, brechen sie oder erweitern sie, sie nehmen, wie der Lyriker und Schriftsteller Aras Ören (1999, S. 6) in seinen Tübinger Poetikvorlesungen aus einer literarischen Perspektive betrachtet, »Rache an der Geschichte«. Der für sein Landgedicht »Was will Niyazi in der Naunynstraße« bekannte Autor (1973[2019]) warf schreibend den »fremden Blick eines Exilanten« (Ören 1999, S. 39) auf Berlin, seine neue Stadt, und intervenierte so in gesellschaftliche Vorstellungen und Wirklichkeiten im Zusammenhang mit Migration, kapitalistischer Ausbeutung, rassistischer Diskriminierung und Protest. In seinem lyrischen Denkmal an die erste und zweite Generation von Migrant:innen aus der Türkei porträtierte er die Bewohner:innen der Naunynstrasse in Berlin-Kreuzberg, verwob Geschichten einzelner Lebensschicksale zu einer großen und

trug zugleich das an den Rändern der Gesellschaft verschollene und vergessene »Archiv der Migration« (Utlü 2011) in die breite Öffentlichkeit.

Das (auto-)biografische Schreiben kann aus einer »doppelten Perspektive« erwachsen, wie sie Said (1997, S. 67) für die Situation des Exilierten herausarbeitet, da er »die Dinge sowohl unter dem Gesichtspunkt sieht, was er hinter sich gelassen hat, als auch unter dem, was vor ihm liegt«. Eine solche Kritik- und Erzählkunst steht unter dem Zeichen ambivalenter Subjektpositionierungen und vielseitiger Schreibstrategien, die uns vor die Herausforderung einer Einordnung stellen, zugleich das Dilemmata der Etikettierungen aufs schärfste vorführen. Rassifizierte Biografieproduzent:innen bewegen sich in einem hegemonialen Diskursfeld und navigieren das eigene Sprechen durch die Kategorien, sie wiederholen homogene Schablonen, um sie an anderer Stelle für ihre eigenen Anliegen um zu deuten. Insofern sind Biografien zugleich Schauplatz von Mehrdeutigkeit und strategischen Überlegungen, sie weisen auf vielseitige Handlungsmöglichkeiten hin, die sich auch in einer Form eines »strategischen Essentialismus« und unter dem Zeichen einer »autoethnography« (Pratt 2008) wiederfinden, sodass Autor:innen sich unter Wissensordnungen kolonialer Diskurse kontextualisieren und sich repräsentieren, etwa indem sie auf essentialistische Zuschreibungen zurückgreifen, um diese für eigene Interessen ins Feld zu führen.

Biografieproduktion, Subjektivierung und Geschichte stehen somit in einem engen Zusammenhang. (Auto-)biografisches Schreiben und Erzählen kann rassifizierten Menschen eine Handlungsmöglichkeit eröffnen, globalhistorische Bezüge und Communityrelevante Erinnerungen zu bearbeiten, die in einer nationalen Geschichtsschreibung ausgespart oder verkürzt als Migrationsgeschichte von der europäischen, deutschen Geschichte isoliert wird. Im multidirektionalen und verwobenen Erinnern (Attia/Rothberg 2018) spielen verschiedene Diskursstränge zusammen, sie öffnen Raum für marginalisierte Perspektiven und die Entwicklung widerständiger Handlungsräume.

Erinnerung dient uns auch als Grundlage, um zu verstehen, wie rassisierte Subjekte und Communities sowie aktuelles Unrecht, institutioneller Rassismus und gesellschaftliche Machtverhältnisse geworden sind, sodass wir uns anerkennen und unser Wissen und unsere Kulturen wertschätzen. (Attia/Gerstenberger/Izabiliza/Keskinkılıç/Rajanayagam/Randjelovic 2021, S. 28)

Zugleich bewegen sich Biografien und Geschichten der Anderen nicht isoliert von gesellschaftlichen Machtasymmetrien, von neoliberaler Kommerzialisierung und dem Problem von »Tokenism« und Authentizitätskämpfen, sie machen Biografieproduzent:innen verletzlich und können zugleich instrumentalisiert oder in machtförmige Wissensproduktionen eingebettet werden, die Erwartungshaltungen generieren, Kontrolle verschärfen und Subjekte unter Beobachtung setzen.

Eine solche riskante Kehrseite des Biografie-Erzählens, -Sammelns und -Sichtbarmachens deutet Bayoumi (2008) in den letzten Zeilen seiner Einleitung für »How does it feel to be a Problem. Being Young and Arab in America« an:

Stories connect us to each other. In ways that polemics and polls cannot, they can reveal our conflicts within ourselves and our vulnerabilities to each other. Stories can describe why certain choices are made and others are passed over, and they can reveal the colors of our emotions. Stories have the capacity to convert a line drawing into flesh, to dislodge the power of the presumption and prejudice. Perhaps this explains why I responded the way I did to many inquiries I hear from friends and associates after I described the project of this book to them. »Oh, you're writing profiles,« they would say. »Portraits,« I would answer. »Has there been enough profiling already?« (Bayoumi 2008, S. 12)

Umso wichtiger sind die vorangegangenen Überlegungen einer postkolonialen rassismuskritischen Biografieforschung, um Agency zu gewährleisten, Selbstpositionierungen machtkritisch zu befragen und hegemoniale Deutungsmuster zu konterkarieren. Dies betrifft nicht nur Ansätze in der Biografieforschung selbst, die in dieser Arbeit postkolonial und rassismuskritisch perspektiviert werden, sondern inkludiert auch im Folgenden methodentheoretische Überlegungen für die Datenerhebung und -auswertung.

3.3 Erhebungs- und Auswertungsmethoden

Eine Diskussion über erkenntnistheoretische und forschungsethische Fragestellungen in der empirischen Sozialforschung bleibt relevant für eine rassismuskritische Wissenschaftspraxis (Attia/Keskinkılıç/Okcu 2021). Auch wissenschaftliche Studien bringen Subjekte als soziale Größe hervor, dies trifft in besonderer Weise auf Muslim:innen zu, deren Erforschung zugleich mit Prozessen der Versicherheitlichung und Kulturalisierung verknüpft ist. Doch regt Foucault an, das Verhältnis zwischen Subjekt und Macht dynamisch zu betrachten, da die Dichotomie Herrscher/Beherrschte den Handlungsmöglichkeiten der Subjekte kaum gerecht wird. Macht stellt »eine bestimmte Form augenblickhafter und beständig wiederholter Zusammenstöße« (Foucault 1976, S. 114) dar. Um den oft widersprüchlichen und ambivalenten Lebenswirklichkeiten von Muslim:innen gerecht zu werden, Homogenisierungen vorzubeugen und stattdessen den mehrdimensionalen Deutungsebenen sozialer Wirklichkeiten Rechnung zu tragen, sind rassismuskritische und machtkritische Ansätze unabdingbar. Muslim:innen und als solche wahrgenommene Menschen greifen zwar auf ein gesamtgesellschaftliches »Regelwissen« (Wernet 2009, S. 14) zurück, gleichzeitig schöpfen sie aus Communitybasierten und

kollektiven Wissensbeständen, die auf geteilte Rassismuserfahrungen zurückgehen (Attia/Keskinkılıç/Okcu 2021, S. 50). Eine konsequente rassismus- und machtkritische Reflexion im gesamten Forschungspraxis kann verkürzte Interpretationen des Datenmaterials vorbeugen, sie ist jedoch bereits für die Entwicklung des Forschungsdesigns, der Interviewfragen und Datenerhebungen von äußerster Relevanz. Zwar geht Wernet (2009, S. 14) davon aus, dass Forschende als »sprachlich-handlungsfähige Subjekte« ihrerseits auf gesamtgesellschaftlich geteilte Regeln sozialer Wirklichkeit zurückgreifen und der Forschungsgegenstand ihnen deshalb nicht vertraut sein müsse, um das Material interpretieren zu können, jedoch erfordert der Interpretationsprozess umso dringender eine rassismuskritische Auseinandersetzung, sodass rassistische Wissensbestände, die ebenfalls sozial geteilt werden und abrufbar sind, Ergebnisse nicht verzerren.

3.3.1 Biografisch-narrative Interviews: Samples und Interviewführung

Um die Erfahrung mit antimuslimischem Rassismus in ihrer Entstehung und ihre Bedeutung für den Gesamtzusammenhang einer Lebensgeschichte zu untersuchen, als auch die Perspektive handelnder Subjekte in den Fokus zu rücken, eignet sich ein biografisch-theoretischer Zugang (Schütze 1983; Spies/Tuider 2017; Rosenthal 2002). Ich erforschte, welche (erinnerten) Erfahrungen den in dieser Studie interessierenden Handlungsformen (einer Sorge um sich) vorausgingen, wie sie biografisch ver- und eingearbeitet werden und welche erzählten Erfahrungen wiederum diesen folgten. Dafür führte ich 11 biografisch-narrative Interviews nach Schütze (1983) durch, wobei die der Methode zugrundeliegenden theoretischen Prämissen produktiv reflektiert und erweitert wurden. Im Unterschied wurden Interviewpartner:innen nicht als »Biographieträger« (ebd., S. 284) definiert, denen »Stegreiferzählungen [...] hervorgelockt« werden (ebd., S. 285), sondern stattdessen als *Biografieproduzent:innen* verstanden, die ihre Lebensgeschichte im Gespräch erst konstruieren. Dieser Perspektivenwechsel ist zentral, um kein quasi naturgegebenes Subjekt vorauszusetzen, dessen Sein abgefragt werden würde. Um stattdessen Subjektivierungen, also Prozesse der Subjektwerdung zu erfassen, werden Schützes biografietheoretischen Annahmen nach Bender (2010) kritisch modifiziert und so die Foucaultschen Begriffsinstrumente eingeflochten. Dadurch steht nicht eine genuin gedachte Identität eines vermeintlichen Biografieträgers im Fokus, sondern Subjekte als historisch-soziale Produkte, die durch bestimmte Diskurse und Praktiken hervorgebracht werden. Damit einhergehend begreife ich die Interviewsituation im Vorhaben nicht als Moment, in dem eine Biografie nacherzählt wird, sondern als Prozess, in dem eine Biografie erzeugt und so dem eigenen Leben eine sinnstiftende Bedeutung angesichts gegenwärtiger Überlegungen und Interessen verliehen wird. So tritt das Gespräch unter den jeweiligen Rahmenbedingungen bereits als

eine Selbsttechnik in Erscheinung, die im Zuge der Forschung einer genaueren Betrachtung unterzogen werden wird.

3.3.2 Zugang zum Feld: Das Sample

Du bist Muslim:in >18 Jahre, in Berufsausbildung oder hast Lehre abgeschlossen oder arbeitssuchend oder berufstätig? (No academics)

Lust auf anonymisierten Interview im Rahmen meiner Forschung zu Erfahrungen und Umgang mit Rassismus?

Ich suche muslimische Interviewpartner:innen (anonymisiert) für Studie zu antimuslimischem Rassismus, die außerdem z.B. anti-Schwarzen Rassismus/anti-asiatischen Rassismus/Antiromaismus/Antislawismus/Queerfeindlichkeit erfahren.

Im Frühjahr 2021 wiederholte ich prägnant formulierte Aufrufe in den Sozialen Medien (Twitter und Instagram) in unterschiedlichen Kommunikationsstilen. Das Forschungsinteresse legte ich offen, ich war auf der Suche nach jungen Menschen, die persönliche Erfahrungen mit antimuslimischem Rassismus haben und sich für ein biografisch-narratives Interview bereit erklärten. Die Mehrzahl der Interessent:innen gaben in ihren Rückmeldungen per E-Mail (ohne dazu aufgefordert worden zu sein) bereits erste biografische Daten an, darunter Alter, Geburtsort, Wohnort, Religion, Herkunft, Beruf, usw., woraufhin ich ein Sample bildete und Interviewanfragen verschickte mit weiteren Details zum Vorgang und Forschungshintergrund. Das Auswahlkriterium war weniger die tatsächliche Religionszugehörigkeit und/oder religiöse Lebenspraxis, als vielmehr dass sich die Personen mit dem Begriff antimuslimischer Rassismus identifizieren konnten, d.h. ihre Erfahrungen ausdrücklich darunter subsumieren, um Erfahrungswerte, Krisen und Konflikte, aber auch Umgangsformen, Selbstbilder und definitorische Konzeptualisierungen ausgehend von bestimmten Ereignissen und Entwicklungen rekonstruieren zu können. Um intersektionale Dimensionen zu berücksichtigen, veränderte ich den Aufruf insofern ich auch nach Mehrfachdiskriminierungen fragte u.a. anti-Schwarzem Rassismus oder Antiromaismus. Zudem war ausschlaggebend, dass die Interviewten in Deutschland geboren waren bzw. hier bereits im Kindesalter, etwa im Kindergarten und/oder in Grundschule erste Rassismuserfahrungen machten, sodass sie über die Auswirkungen rassifizierter Ordnungen auf die Herausbildung ihrer Persönlichkeit und die Auswirkungen auf ihren weiteren Lebensverlauf reflektieren konnten. Das anonymisierte Sample, das ich anhand der eingegangenen Antworten per E-Mail gestaltete, berücksichtigt Menschen im Alter zwischen Anfang 20 und Anfang 40 Jahren, unterschiedlichen Geschlechts

und diverser sprachlicher, kultureller und emigrationsspezifischer Herkunftskontexte (Mittel- und Südosteuropa, Nordafrika, West-, Zentral- und Südasien), mit verschiedenen Bildungshintergründen (Studium, Ausbildung, Berufsschule) und in diversen Arbeitsverhältnissen beschäftigt (Bildungs-, Gesundheitssektor, Einzelhandel, Juristische Branche, Privatwirtschaft, Sozialer Sektor, Gemeindearbeit). Zwar meldeten sich auch queere Personen auf den Aufruf, doch kam es nach mehreren Anläufen pandemiebedingt zu Verschiebungen und Absagen, sodass das (anonymisierte) Sample ausschließlich aus cis-heterosexuell definierten Menschen besteht:

1. Ismail A
2. Leila B
3. Jasmina C
4. Ahmad D
5. Valentina E
6. Nesrin F
7. Bahareh G
8. Ayşe H
9. Oskar I
10. Soraya J
11. Amina K

Unter den Personen versammeln sich größtenteils sunnitisch geprägte Muslim:innen, doch vereinzelt finden sich hier Stimmen, die sich als alevitisch-muslimisch definieren oder aus dem Christentum zum Islam konvertierten oder ohne religiöse Erziehung aufwuchsen oder atheistisch wurden, oder sich Neugier und Wissen zum Glauben erst später unabhängig vom eigenen Familienhaushalt entwickelten, sowie Individuen, die sich weniger im religiösen als im kulturellen und politischen Sinne als muslimisch verorten bzw. auf ihre Erfahrungen mit antimuslimischem Rassismus verweisen.

Die Kommunikation verlief zu Beginn über E-Mails. Um forschungsethischen Anforderungen gerecht zu werden, nutzte ich eine Einwilligungserklärung, die Interviewpartner:innen gegenüber Transparenz über Thema der Forschung, zur Datenerhebung und der Speicherung ihrer Daten schuf. Die Datenschutzerklärung schickte vorab zu. Nach einer zügigen Terminfindung fanden die ersten Interviews in privaten Wohnräumen statt, Ismail A lud mich in sein WG-Zimmer ein, Leila B interviewte ich in meinem Wohnzimmer. In beiden Fällen war gewährleistet, dass sich keine weitere Person in der Wohnung aufhielt, in den geräuschlosen Umgebungen waren die Aufnahmebedingungen ideal. Im Vergleich mussten die restlichen Interviews pandemiebedingt über Zoom geführt werden, technische Schwierigkeiten und mitunter schwache Internetverbindungen erschwerten die Gesprächsführung

und Aufnahmequalität, erwiesen sich nichtsdestotrotz als insgesamt sehr zufriedenstellend. Beginn und Ende der Aufnahme wurden mit den Interviewpartner:innen direkt kommuniziert, Unterbrechungen waren jederzeit möglich.

Mit einer Ausnahme¹ nutzte ich einen offenen, teilstrukturierten Leitfaden mit folgendem Erzählstimulus: »Ich interessiere mich für deine Lebensgeschichte, dafür was wichtige Stationen in deinem Leben waren, welche Ereignisse, dich besonders geprägt haben, alles was dir wichtig ist, du kannst anfangen wo du möchtest.« Nach immanenten Rückfragen zur Klärung einzelner Aspekte wurden exmanente Fragen gestellt, die gezielt das Forschungsinteresse im Blick hatten: »Wenn du zurückblickst, wann hast du das erste Mal in deinem Leben festgestellt, dass du antimuslimischen Rassismus erlebst? Wie war das danach, was hast du gedacht, gefühlt und wie lief der Tag danach? Wie bist du damit umgegangen? Hätte es noch andere Möglichkeiten gegeben? Wann war das letzte Mal? Wo siehst du dich beruflich und privat in 5 Jahren? Und in 10 Jahren? Stell dir vor, du schaust in den Spiegel, was siehst du, wer steht vor dir?«

Zum Ende der Interviews bot ich den Interviewten die Gelegenheit, anzusprechen, was für sie ggf. offen geblieben ist, bzw. lud sie ein, ein Gesprächsende für sich zu finden. Nachdem die Aufnahme gestoppt wurde, lösten sich die Begegnungen nach gegenseitigen Danksagungen sehr schnell wieder auf. Im Anschluss folgte die Transkription des Interviewmaterials (siehe Transkriptionsregeln im Anhang).

3.3.3 Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung der Interviews: Eine methodische Reflexion

Im Zuge der Interviewführungen wurde deutlich, welche entscheidende Rolle der Beziehung zwischen Forscher und Interviewpartner:innen zugutekommt. Mehrfach merkten Gesprächspartner:innen vor, im und nach dem Interview an, dass ihre Bereitschaft, sich auf das Interview einzulassen und (zum Teil intime)

1 Eine Abweichung stellt das Interview mit Ismail A dar, bei dem der Erzählstimulus lautete: »Wie bist du zu dem Menschen geworden, der du heute bist?« Es handelte sich um einen Testlauf, bei dem sich die Einstiegsfrage als herausfordernd für die Interviewführung erwies, da der Person eine komplexe temporale Verortung abverlangt wird und von einer abgeschlossenen biografischen Werdung in der Gegenwart ausgegangen würde. Zudem erzeugt der Reiz einen Druck, Erfolgsgeschichten zu erzählen, wodurch zwei Subjekte in Vergangenheit und Gegenwart miteinander konkurrieren und bereits das Erzählen einer Held:innengeschichte zugemutet werden könnte. Nach reiflicher Überlegung, Austausch in Kolloquien und weiteren Testläufen änderte ich den Erzählstimulus, sodass Ereignisse und Stationen im Fokus standen, um Entwicklungen und Prozesse im Zuge der Rekonstruktion zu analysieren und eine offene Gesprächsführung gewährleisten zu können, bei der auch andere biografische Fälle zu Wort kommen können, die sonst unterschlagen blieben. Trotzdem entschied ich, das empirische Material unter Ismail A für die weitere Analyse zu berücksichtigen.

Erfahrungen zu teilen, auf einen Vertrauensvorschuss zurückzuführen sei, meine Person und Arbeitsfelder waren ihnen bekannt. Durchgängig untergruben die Personen die strikte Trennung, sprachen mich direkt an, entweder auf türkisch oder mit Verweis auf geteilte islamisch geprägte Wissensbestände, und thematisierten meine berufliche und wissenschaftliche Arbeit. Wie sich früh herausstellte, kannten alle Interviewpartner:innen zumindest mein öffentliches Profil, sei es in den Sozialen Netzwerken oder in der medialen Berichterstattung. Einzelne rezipierten Publikationen zum antimuslimischen Rassismus, andere kannten zwar nicht die konkrete Arbeit, wussten aber, dass ich mich im Feld bewege. Sie thematisierten meine eigenen Positionierungen, stellten Rückfragen und versuchten mich in das Gespräch einzubinden, weniger als distanzierten Forscher als vielmehr jemanden, der ebenfalls auf Erfahrungen mit antimuslimischem Rassismus blickt und türkischsprachig und islamischen Glaubens ist. Sie nutzten die Interviewsituationen, um Räume der gegenseitigen Solidarisierung zu konstruieren, sich verletzlich zu machen, Schmerz zu teilen und Wünsche zum Ausdruck zu bringen. Mehrfach betonten sie, dass sie sich auf eine Interviewsituation mit einem: einer *weißen*, deutschen Forscher:in nicht eingelassen hätten. Sie formulierten direkt und indirekt Erwartungen an meine Forschung und Arbeit. Um diesen Gesprächsdimensionen gerecht zu werden, entschied ich mich dazu, eine methodische Reflexion mit Blick auf die Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung der Interviews vorzunehmen, bevor das rekonstruktive Interpretationsverfahren im Anschluss im Detail erläutert wird.

Im Mai 2021 meldet sich Valentina E per E-Mail auf meinen Aufruf über Social Media. Sie teilte darin erste Informationen über Herkunft, Alter und beruflichen Status. Sie würde sich freuen, Teil der Forschung zu sein. Das Interview findet wenig später über Zoom statt. Vor der Aufnahme gab ich Valentina E die Möglichkeit, offene Fragen zu klären. Sie wollte sichergehen, wer Zugang zu den Aufnahmen haben wird. Sie befürchtete, dass sich jemand über ihre »kanakische Sprache« lustig machen würde, Valentina E will dem Stigma (Goffman 2018) vorgreifen. Sie nutzte das Vorgespräch dazu, Unsicherheiten auszuräumen und eine vertrauensvolle Grundlage zu finden. Sie fragte, ob sie mich duzen und frei sprechen dürfe, oder auf etwas achten müsse. Valentina E war es ein Anliegen, die Interviewsituation kooperativ auszugestalten und eine Basis für ein Gespräch zu schaffen, in dem sie sich verletzlich zeigen wird (Heterotopie).

Die Beziehung zwischen Interviewer und Interviewten ist in allen Interviews ein Kernanliegen. Amina K ist über Instagram auf mich aufmerksam geworden. »Du bist eine der Personen, die sich halt mit diesen Themen befassen«, erklärt sie. Auf die allgemeine Einstiegsfrage antwortet sie damit, »wie ich auf dich gekommen bin«. Es sei ihr wichtig, Menschen zu folgen, die das bearbeiten, was sie selbst erlebt hat. Einerseits gibt sie eine Erwartungshaltung wieder: in diesem Interview muss sie sich nicht erklären, sie wird sich wohlfühlen und sie vertraut darauf, dass sie hier

alles sagen kann. Andererseits ruft sie mich dazu auf, mich zu positionieren, sodass sich die künstliche Trennung von Forschenden und Beforschten auflöst. Amina K bestimmt die Position ihres Gegenübers, noch bevor sie ihre eigene artikuliert. Es ist weniger die Infragestellung einer Autorität, als vielmehr die gemeinsame Ausgestaltung der Interviewsituation, in der hierarchische Abhängigkeiten vermieden werden und womöglich auch eine Erwartung im Raum existiert, eigene Erfahrungen als Betroffene einzubringen. »Hast du äh Antworten oder (.) irgendwelche Daten, die dir (.) also was bringen?«, fragt Amina K am Ende des Gesprächs zurück. Es ist ihr wichtig, sicherzugehen, dass das Gespräch nützlich und/oder zielführend ist und/oder sie ist verunsichert, ob ihre Erzählungen interessant waren.

Im Laufe der Interviews kommt es immer wieder dazu, dass die vermeintliche Grenzziehung zwischen neutralem Interviewer und subjektiven Interviewten in Frage gestellt und dadurch konterkariert wird, dass die Interviewten den Interviewer direkt anreden. Bahareh G adressiert mich, als sie über wichtige Netzwerke spricht, in denen sie sich bewegt und auf bestimmte Personen trifft: »Leute wie du, die eingeladen werden, um über bestimmte Thematiken zu reden«. Sie nimmt mich als »Verhaltensvorbild« (Foucault 2016, S. 167) wahr und artikuliert zugleich Erwartungshaltungen.

Am Ende des Interviews gab ich den Interviewten den Raum, einen Abschluss zu finden, viele nutzten die Gelegenheit dazu, ihre Erwartung zu teilen und das Thema der Forschung zu bewerten: »Danke an dich, dass du so ne Forschung machst«, antwortet Jasmina C. Sie stuft das Thema als wichtig ein und gibt wertschätzende Rückmeldung, betont abschließend noch einmal, dass auch ihr der Begriff antimuslimischer Rassismus zentral ist und sie ihn bevorzugt gegenüber anderen Begriffen wie der Islamophobie/Ausländerfeindlichkeit/Muslimfeindlichkeit. Sie bewertet die Forschung und teilt ihre Position ausdrücklich mit. Auch Ahmad D nutzt die Gelegenheit zum Ende des Interviews, eine Rückfrage zu stellen und den Interviewer zum Antworten anzurufen, er habe »ganz klare Frage, also ob das jetzt (.) meine Antwort (.) ob Sie @damit überhaupt was anfangen können@«.

Andere wiederum nähern sich freundschaftlich an, duzen mich und definieren das Interview zu einem alltäglichen Gespräch unter Gleichen um: »Ich muss dir eine Sache erzählen (.) du lachst dich krank«, sagt Nesrin F. Mehrmals spricht sie mich direkt an, webt türkische Sätze ein und integriert mich in die biografische Reflexion: Als sie rassistische Absagen für ihre Job-Bewerbungen erhielt, habe sie kurz überlegt, mir diese weiterzuleiten: »Hey kannst du sowas @gebrauchen@?«, Nesrin F lacht.

Im Vergleich bemüht sich Ahmad D um ein professionelles Auftreten und versteht sich als Experte, nicht als Betroffener. Das Interview dauerte insgesamt zwei Stunden. Auf den Initialreiz reagierte er mit einem zügigen Durchlauf chronologischer Daten von Geburt über Grundschule, Gymnasium und Abitur bis zum Beginn des Studiums. Er webt erstaunlich wenig persönliche Erzählungen ein und bleibt

distanziert. Mehrfach erweckt er den Eindruck, als würde er für ein öffentliches Medium interviewt werden. Ahmad D scheint ein weißes deutsches Publikum als Zielgruppe seiner Geschichte zu imaginieren. Zwar benennt er den Rassismus, aber vorwiegend geht es ihm um Dialog und die Beweisführung der eigenen Integration. Immer wieder versuche ich, das Gespräch in persönliche Ecken zu lenken und frage nach konkreten Erfahrungen und Positionen, doch Ahmad D wehrt Rückfragen ab, indem er einstudierte Sätze repetiert. Offensichtlich ist, dass Ahmad D sich bewusst auf das Gespräch vorbereitet hat, bereits per E-Mail bat er um Orientierungsfragen. Es gibt nur sehr wenige Situationen im Gespräch, in denen er persönlich wird, die meiste Zeit fokussiert er auf einer Meta-Ebene und ordnet den medialen Diskurs ein, artikuliert Ansprüche an Lehrer:innen, Journalist:innen und Politiker:innen und zitiert Hadithe und Koranverse. Wichtig ist, dass er das Gespräch damit beginnt, immer als Pressesprecher wahrgenommen zu werden, obwohl er das nicht sei — eine selbsterfüllende Prophezeiung.

Während in der Mehrzahl das Gespräch nach dem Ende des Interviews zum direkten Abschluss und einem schnellen Abschied kommt, nutzen andere die Gelegenheit, nach Feedback zu fragen. Sobald ich das Mikro abschalte, fragt Ismail A nach, wie ich das Interview fand und ob ich bereits Hypothesen habe. Ismail A war neugierig, analysiert und eingeordnet zu werden, möglicherweise auch um Kontrolle über das Thema zu bekommen, weil er nicht weiß, was damit geschieht, und/oder, weil er ein persönliches Interesse daran hat, charakterlich zu wachsen und die Interviewsituation als therapeutische Sitzung imaginiert — oder in Foucaults Worten als »seelentherapeutische Ambulanz« (Foucault 2016, S. 133), wie sie etwa in antiken Philosophenschulen am Beispiel der Beziehungen zwischen Lehrer:innen und Schüler:innen als Ausdruck einer »Sorge um sich« deutlich wurde. Andere wie Valentina E benennen das seelische Anliegen explizit: »Ich habe mich dir hier offenbart«, erklärt sie zum Ende des Interviews, das sich wie »free therapy« angefühlt habe. Valentina E betont, dass sie sich nicht darauf eingelassen hätte, wenn sie nicht wüsste, wer ich sei. Sie folgt mir in den Sozialen Medien und weiß wozu ich arbeite. Einer unbekannten Person hätte sie sich nicht anvertrauen können.

Zum Ende des Interviews bedankt sich auch Oskar I für die Gelegenheit, sich hier äußern zu können. Er freue sich darauf, zu sehen, was im Nachhinein mit dem Material passiere. Er habe sich wohl gefühlt und konnte über alles sprechen. Er möchte signalisieren, dass es keine Selbstverständlichkeit ist und erwartet auch eine gewisse Dankbarkeit von der anderen Seite, sich diesen Themen anvertrauen zu können. Er bewertet die Interviewsituation, »du stahlst Vertrauen aus«, er habe sich wohl gefühlt. Gleichzeitig ist es ihm ein Anliegen, dass die Situation nicht reduziert wird auf eine Interviewer-Interviewte-Beziehung. Er hoffe, dass ich auch einiges mitnehmen konnte, dadurch bricht er einseitige Rollenzuweisungen, die die Interviewten in erster Linie als Objekt betrachten. Oskar I möchte anerkannt sein und versteht sich als Experte im Feld, auch ich habe von ihm zu lernen, daran lässt

er keinen Zweifel. »Und ähm ja hoff, dass du auch einiges mitnehmen konntest aus dem Gespräch mit mir.« Oskar I will, dass auch ich Transformationsmöglichkeiten wahrnehme. Selbsttechniken, die er anwendet, kommen auch in der Situation zur Geltung. Oskar I erwartet Solidarität, er nimmt bis zum Ende eine Lehrerrolle ein, der sein Wissen teilt. Er sieht diejenigen, die ihm zuhören, in der Verantwortung, Lektionen zu ziehen und etwas zu verändern. Er ist angewiesen darauf, dass andere ihm zuhören: »Ich hoff, dass es nicht zu ausführlich war, zu langweilig war«. Bereits in jenen kommunikativen Verhältnissen zwischen (rassifiziertem) Interviewer und Interviewten lassen sich erste Anzeichen ausgeprägter Selbsttechniken erkennen, die sich im Verlauf der Gesprächsführung verdichten, mit biografischen Daten angereichert und ausgehend von Erfahrungen mit dem antimuslimischen Rassismus kontextualisiert werden (können). Im Folgenden wird das rekonstruktive, interpretative Verfahren näher erläutert, auf dessen Basis das empirische Material einer ausführlichen kritischen Untersuchung vollzogen wurde.

3.3.4 Biografische Fallrekonstruktion mit der Objektiven Hermeneutik

Für die analytische Auswertung des empirischen Materials griff ich auf die Methode der Objektiven Hermeneutik zurück (Oevermann 2002; Wernet 2009). Dabei handelt es sich um ein hermeneutisches Verfahren der Interpretation, das Texte als »Protokolle der Wirklichkeit« (ebd., S. 12) versteht. Das Ziel ist, die Bedeutung der Texte zu explizieren und latente Sinnstrukturen zu rekonstruieren, indem auf das soziale Regelwissen zurückgegriffen wird, unter der sich die Regelgeleitetheit sozialer Handlungen gründet. Oevermann (2002) bezeichnet die Methode als eine »Kunstlehre«, insofern die Forschungspraxis nicht standardisiert ist und unterschiedliche methodische Varianten erprobt und angewandt werden. Dagegen hebt Wernet (2009) hervor, welche methodentechnischen Aspekte in der interpretativen Textreduktion beachtet werden müssen, um »die Sache zum Sprechen [zun] bringen« (ebd., S. 10). Das von Oevermann eingeführte Verfahren ist textbasiert, es gilt als »materiale Instanz« (Oevermann 1986, S. 11) an der die Interpretationen intersubjektiv überprüfbar sind. Dem gehen ontologische Annahmen voraus, die die zur Untersuchung stehende Welt als sinnhaft und durch Sprache sinnstrukturiert in den Blick nehmen; die sprachliche Konstitution der Welt materialisiert sich im Text und wird »*verstehend*« registriert (Wernet 2009, S. 11). Damit teilt die Objektive Hermeneutik einen textspezifischen Blick auf die soziale Wirklichkeit (Oevermann 1986, S. 47), wie sie auch für diskursanalytische Überlegungen in der Kritik von Macht im Allgemeinen und Orientalismus und (antimuslimischen) Rassismus im Speziellen typisch ist (Attia 2009; Rommelspacher 2009; Said 1995). Bereits Said (1995) knüpfte an Foucaults Diskursbegriff an und wies auf das »textual universe« (ebd., S. 52) und die »textual attitude« (ebd., S. 92) im europäischen Orientalismus hin. Ähnlich werden in der Objektiven Hermeneutik Texte als »Protokolle der

Wirklichkeit« (Wernet 2009, S. 12) zum Gegenstand der Untersuchung genommen. Das geteilte Regelwissen darüber, wie sich soziales Handeln als regelgeleitet und sinnstrukturiert konstituiert, eröffnet den Interpretierenden den Zugang zur Bedeutung des Textes. Das individuelle Handeln ist entsprechend eingebettet in das soziale Gefüge. Die Objektive Hermeneutik rückt Entscheidungen in den Blick und interessiert sich also für die Handlungsebene (Wernet 2009, S. 16). Das macht sie für das vorliegende Vorhaben zur Rekonstruktion von Handlungsmöglichkeiten unter muslimischen, rassifizierten Subjekten so ergiebig. Im Fokus steht die sequenzielle Lebenspraxis, das heißt die Abfolge an Handlungen und Ereignissen, die sich in den Textprotokollen sequenziell darlegen. Die Fallrekonstruktion stellt eine Sequenzanalyse dar. Entscheidend für die Objektive Hermeneutik ist, dass ein Unterschied zwischen subjektiver Selbstauffassung und objektiven latenten Sinnstrukturen unternommen wird, was nicht gleichbedeutend damit ist, dass die Perspektive auf Motivlagen und Intentionen der handelnden Subjekten in der Fallrekonstruktion keine Rolle spielen würden. Im Gegenteil werden sie als eine verschiedener Bedeutungsebenen verstanden, deren Aussagekraft an latente Sinnstrukturen gebunden sind (Wernet 2009, S. 18). Wie Wernet erklärt, folgen Fallrekonstruktionen keinem induktiven Schluss, sie stellen keine Einzelfallanalysen dar, aus dem sich ein Gesetz ableiten ließe, im Gegenteil unterliegt die Objektive Hermeneutik der Prämisse, dass zu analysierende Fälle »allgemein und besonders zugleich« sind (Wernet 2009, S. 19). In anderen Worten wird jeder Fall als ein »sinnstrukturiertes Gebilde« (ebd., S. 19) verstanden, weshalb auch keine statistischen Aussagen über die Häufigkeit getätigt werden. Wernet definiert fünf Grundprinzipien der objektiv-hermetischen Textinterpretation: Kontextfreiheit, Wörtlichkeit, Sequenzialität, Extensivität und Sparsamkeit. Kontextfreiheit bedeutet, dass der spezifische Kontext eines Falles erst nach einer kontextfreien Interpretation herangezogen wird, sie wird also nicht ausgeblendet oder ausgeschlossen, sondern einer methodisch kontrollierten und strukturerschließenden Operation, die die Bedeutung einer Äußerung expliziert, nachgestellt (ebd., S. 22). Für diesen Zweck werden neue, textkompatible Kontexte in Form eines Gedankenexperiments generiert, also eine künstliche Unkenntnis über den Fall inszeniert, sodass der Kontrast zum außertextlichen Zusammenhang die Besonderheit erst offenlegt und ein unabhängiger Blick garantiert wird. Für die Objektive Hermeneutik ist das Prinzip der Wörtlichkeit zwingend geboten, stellt der Text doch die protokollhafte soziale Wirklichkeit dar, die im Zuge der Textinterpretation erschlossen werden soll. Dadurch wird den textimmanenten Bedeutungsebenen Rechnung getragen, die sich sonst dem Auge entziehen könnten, wie etwa dann, wenn sich Textintention und Textrealisierung nicht decken, also manifeste Sinn und latente Sinnstrukturen voneinander unterschieden werden können (ebd., S. 25). »Die wörtliche Interpretation dagegen zielt auf *latente Sinn-schichten* der Äußerung, auf diejenigen Bedeutungsdimensionen, die offenkundig *nicht* im internationalen Horizont des Textes stehen und die auch nicht mit den Mei-

nungen, Überzeugungen und Selbstinterpretationen eines Falls übereinstimmen müssen.« (Ebd., S. 25f.) Transkribierte Interviews werden als Texte zur Grundlage gezogen, in denen sich die sequenzielle Struktur der von den Interviewpartner:innen konstruierten Biografie widerspiegelt. Für die Fallrekonstruktion muss der protokollierte Textablauf streng befolgt werden, d.h. es werden nicht geeignete Stellen im Vorfeld selektiert, sondern Schritt für Schritt vorwärts gearbeitet. Dadurch wird die Strukturlogik des Textes berücksichtigt, schließlich handelt es sich bei der Objektiven Hermeneutik um eine Sequenzanalyse. Im Zuge einer methodisch kontrollierten Sequenzanalyse müssen nachfolgende Textpassagen verdeckt bzw. die Kenntnis über den Text ausgeblendet werden, um Lesarten nicht mit Kontextwissen zu begründen (ebd., S. 29). Indem verschiedene Lesarten diskutiert werden, kann die Besonderheit des Falles rekonstruiert werden, um nachvollziehen zu können, warum er sich in dieser und keiner anderen Art dargestellt hat. Das Prinzip der Sequenzialität zeigt indes, welchen Stellenwert der Entstehungsprozess in der Analyse einnimmt, sodass die Lebenspraxis in der Form rekonstruiert wird, wie sie geworden ist. Das bedeutet aber keinesfalls, dass das Datenmaterial in seiner Gänze von Anfang bis Ende sequenziell interpretiert werden muss. Tatsächlich werden Textteile ausgewählt und begrenzt, woraufhin erst das Prinzip der Sequenzialität angewandt werden soll. Wichtig ist, einen Anfang einer Sequenzposition nach forschungslogischem Betracht zu definieren, der ein Ende nur dann findet, wenn eine Struktur rekonstruiert wurde. Für die Objektive Hermeneutik zählt zudem nicht die Quantität an rekonstruierten Textpassagen, sondern die Qualität durch eine extensive Feinanalyse. Wenige Textstellen werden detailliert interpretiert, für das Prinzip der Extensivität gilt, dass erschöpfend interpretiert wird, also Lesarten vollständig gebildet werden. Umso wichtiger ist dafür, die gedankenexperimentellen Bedeutungsebenen bis zur Gänze auszudehnen. Dies steht im engen Zusammenhang mit dem fünften Prinzip der Sparsamkeit, denn nur jene Lesarten werden gebildet, die vom Textprotokoll erzwungen werden (ebd., S. 35). Für diesen Zweck werden Geschichten erzählt, mit denen der Text kompatibel ist, die in anderen Worten im Text überprüfbar und deshalb zulässig sind. Der Dreischritt der Objektiven Hermeneutik besteht aus: Geschichten erzählen, Lesarten bilden, Kontrastieren. (Ebd., S. 39) Für das Geschichten erzählen wird intuitiv aus dem Regelwissen geschöpft, um am Text zulässige Geschichten zu generieren. Daraufhin werden Lesarten gebildet. Was verbindet die Geschichten strukturell miteinander, in welche Bedeutungstypen können sie gruppiert werden, was ist ihnen gemein, was anders? Wernet geht von zwei bis drei Typen aus, aus denen sich eine »fall-unspezifische Textbedeutung« ergebe (ebd., S. 39). Mit einer Verfremdungstechnik werden gebildete Lesarten falsifikatorisch geprüft und mit Geschichten kontrastiert, die den Fall in einen unpassend erscheinenden, eigentümlichen Kontext stellen, um die eigentliche sinnstiftende Bedeutung zu erschließen. Die Lesartendiskussion garantiert, dass kompatible Geschichten gefunden werden, die die

Sinnschichten des Textes freilegen. Für eine Fallstrukturhypothese werden kontextfreie, fallunspezifische Textbedeutungen mit dem »*tatsächlichen Äußerungskontext*« kontrastiert. Im weiteren Verlauf der Textinterpretationen werden gebildete Fallstrukturhypthesen daraufhin geprüft, ob sie sich bestätigen lassen und präzisiert werden können. Erst im Anschluss an gesicherte Fallstrukturhypthesen kann von der extensiven Feinanalyse zur Kurzinterpretationen übergegangen werden. Um Fallstrukturhypthesen zu prüfen, werden diese mit Textstellen konfrontiert, die mit der Interpretation nicht vereinbar zu sein scheinen. Abschließend kommt es zur Fallstrukturgeneralisierung, das bedeutet, dass die Fallrekonstruktion auf die Verknüpfung der empirischen Ergebnisse mit den theoretischen Überlegungen angewiesen ist, die der Interpretation vorangingen, also der Fallbestimmung. Noch bevor ein Text interpretiert wird, muss eine Fragestellung formuliert und der Fall bestimmt werden, das heißt das Forschungsinteresse am ausgewählten Text zu Beginn wird geklärt, um im zweiten Schritt die »*Interaktionseinbettung*« (ebd., S. 54) zu thematisieren. Dies dient dazu, den Blick auf das Datenmaterial, die zu analysierenden Komplexe zu präzisieren und dem spezifischen Erkenntnisinteresse nach zu betrachten. Indem eine konkrete Fragestellung entwickelt wird, wird der Text wie ein Fall behandelt.

In den vorliegenden empirischen Daten stellt nicht »der:die Muslim:in« den Fall dar, sondern die jeweiligen Problemkomplexe, in denen Selbsttechnologien im Sinne einer »Sorge um sich« rekonstruiert werden können. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass die Objektive Hermeneutik nicht mit Befragungen arbeitet, um subjektive Standpunkte oder Meinungen der Interviewpartner:innen zu erhalten, sondern mit offenen Interviews, »um ein möglichst unverstelltes Protokoll einer sozialen Praxis *jenseits der Interviewpraxis* zu erhalten« (ebd., S. 58). Aus diesem Grund vermeidet Wernet den Terminus »Befragter« und bevorzugt stattdessen »Interviewte«, um dem gesprächsförmigen Protokoll gerecht zu werden. Das Interview wird schon gar nicht als protokolliertes Meinungsbild gesehen, sondern als ein »Handlungsprotokoll« (ebd., S. 58) verstanden. Entsprechend werden die Aussagen der Interviewten als Sprechhandlungen gesehen, wonach die Objektive Hermeneutik wesentliche methodologische Annahmen mit der Sprechakttheorie teilt und zudem auf habitusgeneriertes Handeln abzielt.

Neben dem zugrunde gelegten Verständnis von Texten als textförmige soziale Wirklichkeit, dem Strukturbegriff und dem Blick für Handlungsorientierung und Prozessbildungen lassen sich weitere Grundbegriffe der Objektiven Hermeneutik produktiv mit den theoretischen Überlegungen zu Selbstpraktiken angesichts des antimuslimischen Rassismus verknüpfen und operationalisieren. Oevermann (2002) unterscheidet etwa zwischen »Krise« und »Routine«, während er routinisierte Handlungsmuster als Ergebnis einer Lösungsentwicklung auf Krisen definiert. Im Wortlaut: »Aber diese Routinen sind ursprünglich einmal entwickelt worden als Lösungen einer Krise, die sich bewährt haben und im Bewährungsprozeß sich

zu Routinen veralltäglichten.« (Ebd., S. 9) Für die Interpretation sei deshalb »nicht die Routine, sondern die Krise der Normalfall und nicht die Krise, sondern die Routine der Grenzfall« (ebd.). Diese Perspektive ist deshalb bedeutsam, weil sie das Augenmerk auf Ereignisse und Entwicklungen im biografischen Lebensverlauf richtet unter denen sich Handlungsmuster entwickeln, die auf Probleme antworten und so Umgangsweisen anwenden, testen, weiterentwickeln, verwerfen und/oder durch alternative ersetzen. Im Vergleich spricht Foucault (2017b) von »Problematisierung«, aus denen »Existenzkünste« erwachsen. Jene Selbstpraktiken, die sich im Angesicht der Macht entwickeln, dienen dazu, das Subjekt zu transformieren und dazu zu befähigen, Kontrolle über sich selbst zu erlangen, sich zu stärken und umzuformen. Im Zuge der empirischen Fallrekonstruktionen nach der Objektiven Hermeneutik werden die biografischen Fälle entsprechend vor dem Hintergrund der Forschungsfrage rekonstruiert und vor dem Hintergrund der Foucaultschen Begriffsinstrumente und theoretischen Perspektiven reflektiert, um anhand der untersuchten Selbsttechnologien eine Bandbreite an Muslimischen Existenzkünsten zu untersuchen. Im Zuge dessen teilte sich die empirische Analyse in zwei Bereiche:

- (1) In vier Einzelfallanalysen wird unter dem Schwerpunkt einer gezielt ausgewählten Selbsttechnik die biografische Konstruktion detailliert und erschöpfend reflektiert. Ich entschied mich bewusst, den Blick nah an das Gesagte zu richten, die Themenabfolgen zu rekonstruieren und ausgiebig Direktzitationen einzuflechten, um die Art und Weise, wie eine spezifische Selbsttechnik je nach biografischer Situation und Kontext in Anwendung kommt, überprüfen und untersuchen zu können. Dafür war es relevant, mehrere Sequenzen im Detail von Anfang des Interviews bis zum Ende etappenweise zu beleuchten, die Analyse nah am Wortlaut zu orientieren und nach ihren Sinnstrukturen, den Funktionen und Mechanismen zu fragen und diese in den größeren Zusammenhang der Gesamterzählung zu setzen. Dieser methodischen Präzisierung ist der Umstand geschuldet, dass jene vier Analysen (Ismail A, Leila B, Valentina E, Oskar I) auf die jeweiligen Biografieproduzent:innen unter einer konkreten Fallbestimmung fokussieren, um den sich früh abzeichnenden, spezifischen Selbsttechniken, die sich als bedeutsam und überaus relevant herauskristallisierten, in der Breite der einzelnen biografischen Erzählung nachzugehen.
- (2) Im Unterschied war das Ziel im zweiten Schritt, Selbsttechniken im Querschnitt zwischen allen 11 Interviews zu untersuchen, das heißt die Gemeinsamkeiten und Unterschiede und die jeweiligen Wirkungsweisen in den Biografiekonstruktionen zu befragen. In diesem Sinne wurden verschiedene Fälle kontrastierend analysiert, um einerseits grundlegende Mechanismen und andererseits bedeutsame Spezifika zu rekonstruieren.